

*Johano Strasser*

# *Das Drama des Fortschritts*



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

978-3-8012-0477-8  
1. Auflage 2015

Copyright © 2015 by  
Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH  
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn  
Umschlag: Antje Haack | Lichten, Hamburg  
Satz: Petra Strauch, Bonn  
Druck und Verarbeitung: CPI - Ebner & Spiegel GmbH, Ulm  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2015

Besuchen Sie uns im Internet: [www.dietz-verlag.de](http://www.dietz-verlag.de)

## ***Inhalt***

### Einleitung

*Miese Stimmung im Gelobten Land* ..... 7

### **Teil I: Der lange Weg in die Moderne** ..... 25

1. Nichts Neues unter der Sonne? ..... 26

2. Apokalyptische Erwartung und Lebenspilgerschaft ..... 44

3. Die (Selbst)Erziehung des Menschengeschlechts ..... 64

4. Die Organisation des Schicksals

*Revolution – Evolution – Geschichtsmetaphysik* ..... 89

5. Die permanente industrielle Revolution ..... 107

6. Der Fortschritt und die Katastrophen des 20. Jahrhunderts ..... 134

### **Teil II: Der wissenschaftlich-technisch-ökonomische Fortschritt**

#### **Königsweg oder Sackgasse?** ..... 161

1. Stoffwechselstörung.

*Das problematische Verhältnis von Gesellschaft und Natur* ..... 162

2. Die dreifache Verengung des Fortschrittskonzepts.

*Ökonomismus, Technizismus und Biologismus* ..... 188

3. Der weltweite Kampf um knappe Ressourcen ..... 211

4. Die Subjektivierung des Fortschritts

*Selbstoptimierung und Human Enhancement* ..... 227

5. Die Wiederkehr des Schicksals ..... 244

6. Die Stadt – Probebühne des Fortschrittsdramas? ..... 256

### **Teil III: Ein anderer Fortschritt** ..... 271

1. Der reflexive Fortschritt ..... 272

2. Was dürfen wir hoffen? ..... 296

3. Die Erneuerung des Humanismus

*Mensch – Gesellschaft – Geschichte – Natur* ..... 331

---

4. Arbeit, Freizeit, Lebenszeit .....	354
5. Die globale Friedensordnung <i>Kosmopolitismus und Pluralismus</i> .....	371
6. Die Zukunft offen halten.....	395
<b>Zitierte Literatur</b> .....	<b>413</b>

## *Einleitung*

### *Miese Stimmung im Gelobten Land*

Der Glaube an so etwas wie Fortschritt hat sich in Europa allen Unkenrufen misanthropischer Nörgler, allen geistreichen Einreden von Historikern, allen Bedenken von Philosophen, Soziologen, Ökologen und Kulturanthropologen zum Trotz in den letzten zweihundertfünfzig Jahren hartnäckig zu behaupten gewusst. Nach einem ersten Höhepunkt gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam es zu einem Einbruch durch die beiden Weltkriege. Aber in der Nachkriegszeit, als es nach der Zerstörung Europas für einige Jahrzehnte tatsächlich fast überall und für fast alle wieder aufwärts ging, als der Traum von der »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« (Schelsky) sich in zahllosen Aufstiegsbiographien zu bestätigen schien, wurde er wieder zum Kitt, der die Gesellschaft zusammenhielt. Auch heute klammern sich noch viele Menschen daran, während um sie herum sich die Vorboten des Niedergangs mehren. Noch immer findet die Idee des Fortschritts anschauliche Nahrung in den immer neuen Höchstleistungen von Wissenschaft und Technik, in der sich ständig beschleunigenden Abfolge, mit der neue und leistungsstärkere Geräte auf den Markt kommen und sich auf der ganzen Welt verbreiten. Der Steigerung unseres Wissens und Könnens, so scheint es, sind keine Grenzen gesetzt.

Was uns im heute weltweiten Westen aber abhanden gekommen ist, ist der historische Richtungssinn. Wir wissen nicht mehr, wohin es mit uns gehen soll, wie wir in Zukunft leben könnten und leben möchten, was den Fortschritt, der über uns kommt wie eine Naturgewalt, fortschrittlich macht, ob er überhaupt noch fortschrittlich ist. Wir marschieren zumeist tapfer weiter, auch wenn wir keinen Kompass haben und nicht wirklich wissen, wohin es geht, erst recht nicht, wohin es gehen

sollte. In uns ist eine innere Unruhe, eine Stimme, die uns sagt, dass es so nicht lange weitergehen kann. Ein ängstlicher, nur halb eingestandener Konservatismus breitet sich aus, nicht nur unter den Älteren, die in unserer alternden Gesellschaft die Mehrheit ausmachen. Fortschrittlich sein heißt heute für viele, wenn nicht die meisten, weiter machen wie bisher, obwohl man nicht recht weiß, wozu das alles gut sein soll. In diesem Buch soll gezeigt werden, dass es zwar Grund gibt am Sinn eines schlichten *Weiter-so* zu zweifeln, dass das alte Fortschrittsmodell in der Tat nicht einfach fortgeschrieben werden kann, dass damit aber nicht jeder Fortschritt unmöglich geworden ist, dass es vielmehr auch heute, gerade heute, durchaus realistische Möglichkeiten gibt, Not und Elend zu mildern, mehr Gerechtigkeit zu schaffen und Frieden zu sichern, kurz: die Lebensumstände für die Menschen zu verbessern.

Kein Zweifel, wer nach der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts in Europa, vor allem im westlichen Europa aufgewachsen ist, wer den phänomenalen Aufstieg der Bundesrepublik aus den Trümmern, dem Elend und der drückenden Schuld am eigenen Leib erlebt hat, hat in vieler Hinsicht Grund, sich zu fühlen, als hätte er das große Los gezogen. Siebzig Jahre ohne Krieg, wenn wir von den schrecklichen Rückfällen auf dem Balkan und in der Ukraine absehen, wann hat es das zuletzt in der Geschichte dieses problematischen Kontinents gegeben? Die kontinuierliche Verlängerung der Lebenserwartung, die schon im 14. Jahrhundert bei Roger Bacon und später bei seinem Namensvetter Francis und den Aufklärern wie Voltaire, Condorcet, Turgot und Glanville als ein integraler Bestandteil der Fortschrittsidee angesehen wurde, ist sie nicht ein schlagender Beweis dafür, dass es stetig aufwärts geht? Und dann fällt auch noch pünktlich zum zweihundertjährigen Jubiläum der Französischen Revolution die Mauer in Berlin, der Eiserne Vorhang, der fast fünfzig Jahre lang Europa in Ost und West teilte, wird hochgezogen. Es ist ein Wunder, wie es die Geschichte noch nie gesehen hat: ein hochgerüstetes Machtsystem tritt unblutig ab, entlässt die von ihm beherrschten Völker in die Freiheit. Sind handfestere Beweise für den Fortschritt denkbar?

Merkwürdig, dass trotzdem von Optimismus oder gar Überschwang

wie noch in den sechziger Jahren in Europa heute keine Rede sein kann. Natürlich, es gibt Probleme. Es gibt immer Probleme. In Europa gibt es zur Zeit an allen Ecken und Enden Probleme. Aber Probleme kann man auch als Herausforderung betrachten, sie zu lösen, vielleicht als ein Impuls, gänzlich neue Wege zu beschreiten. Von einem solchen zupackenden Optimismus ist aber kaum etwas zu spüren. Zwar wird überall hektisch optimiert, werden marktschreierisch sensationelle Neuheiten angepriesen, Durchhalteparolen ausgegeben, wird das Gelingen beschworen und systematisches Scheitern zum persönlichen Versagen umetikettiert. Aber die schlechte Stimmung ist nicht zu vertreiben. »Was ist los mit uns?« fragt der Arzt und Psychotherapeut Arnold Retzer. »Man kommt kaum aus dem Morgentief. Der Job macht keinen Spaß mehr, vieles andere auch nicht. Und den Kollegen und Freunden scheint es auch nicht besser zu gehen. Niedergeschlagenheit, Depressionen und Burn-out greifen um sich. Bei vielen ist die altbekannte Midlife-Crisis zur allgemeinen Lebenskrise geworden.«<sup>1</sup>

Eine Zeitlang konnte man den Eindruck haben, dass die »schlechte Stimmung« ein spezifisch europäisches Problem sei. Die Europäer, so die mediale Diagnose, neigten von Haus aus zum Misstrauen, könnten sich vor lauter Bedenken nur schwer zum Handeln entscheiden, weil sie weniger gefestigt im Glauben seien als ihre transatlantischen Verwandten oder weil die Erinnerung an die vielen Katastrophen auf ihrem Kontinent immer noch wach sei oder weil sie, wie Robert Kagan, Regierungsberater unter George W. Bush, meinte, schlicht Weicheier seien, die sich an der »Venus« orientierten, während den Amerikanern der »Mars« zum Leitbild diene. *Europessimismus* war das Etikett, das amerikanische Medien den Europäern gern auf die Stirn klebten. Aber inzwischen ist die Stimmung auch jenseits des Atlantiks nicht die beste. Auch dort nehmen Depressions- und Angsterkrankungen zu, leiden immer mehr Soldaten, die aus dem Irak oder Afghanistan zurückkehren, am posttraumatischen Belastungssyndrom und immer mehr Athleten der Selbstoptimierung

1 Arnold Retzer, S. 9.

an Burn-out und Lebensüberdruß. Womöglich liegt es doch nicht daran, dass die Europäer zu weich sind, zu bedenklich, zu unentschlossen, so dass sie schlapp machen, wo andere die Zähne zusammenbeißen und die Sache durchziehen. Womöglich liegt es an der Art, wie wir leben und arbeiten, an unserem Zivilisationsentwurf. Womöglich ist der Höhepunkt der rasanten Nachkriegsentwicklung, ist der Höhepunkt der staunenswerten Entwicklung, die Europa und die ganze westliche Welt in den letzten zwei-, dreihundert Jahren durchgemacht haben, inzwischen überschritten. Wir sind über dem Berg! Es geht bergab.

Wer wäre denn auch schon so naiv zu glauben, es gehe immer nur aufwärts, für ihn selbst, für seine Familie, für sein Land, für die Menschheit als ganzer? Was den einzelnen Menschen angeht, so wussten wir schon immer, dass kein Glück von Dauer ist, dass im Leben Rückschläge und Scheitern nicht zu vermeiden sind. Und warum sollte es im Großen und Ganzen da anders sein? Nach den sieben fetten Jahren kommen die sieben mageren Jahre, heißt es schon in der Bibel. Und wenn das stimmt, dann wäre es vielleicht das Beste, sich an das zu halten, was man hat und keine waghalsigen Experimente einzugehen. Aber wir modernen Menschen können nicht stehen bleiben, können es nicht genug sein lassen. Wir gönnen uns nicht einmal eine Pause, um nachzudenken, wie es weitergehen soll. So wie unsere Welt verfasst ist, bedeutet, Stillstand unweigerlich Rückschritt. In Ruhe zu genießen, was man hat, das mag hier und da einzelnen Menschen möglich sein, für ein ganzes Volk, für die Europäer, für den Westen geht das nicht. Faktisch nicht und psychisch nicht. Faktisch nicht, weil die neuen aufstrebenden Mächte in Asien, Lateinamerika, und Afrika nur darauf warten, unseren Spitzenplatz einzunehmen. Psychisch nicht, weil die Hoffnung, dass es unseren Kindern und Enkeln einmal besser gehen wird als uns, uns noch am ehesten aufrecht hält im Chaos des Lebens. *Geschlagen ziehen wir nach Haus, die Enkel fechten's besser aus*, sangen schon die Aufständischen, die als Besiegte aus den Bauernkriegen heimkehrten. Mein Sohn, meine Tochter soll es einmal besser haben, sagten sich die Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg daran gingen, das zerstörte Europa wieder aufzu-



bauen. Dasselbe sagen sich heute die Millionen, die auf der Suche nach einem besseren Leben überall auf der Welt vom Land in die Slums und Vorstadtghettos der Megastädte ziehen.<sup>2</sup>

In den Feldern von Wissenschaft und Technik war der Fortschritt bisher fast immer unbestritten, auch schon lange bevor ihm das Aufklärungszeitalter eine geschichtsmetaphysische Bedeutung beimaß. Niemand, der mit offenen Augen durch die Welt ging, konnte ernsthaft bestreiten, dass durch den beharrlichen Fleiß von Naturforschern, Handwerkern und Tüftlern über die Jahrtausende hinweg unser Wissen und Können stetig zugenommen hatte. Schon in der griechisch-römischen Antike, in der zyklische Zeitvorstellungen dominierten und der Mythos vom *Goldenen Zeitalter* oft mit der Deutung der Gegenwart als Zeit des Verfalls einherging, gab es immer wieder Stimmen, die den kontinuierlichen Fortschritt in der Sphäre von Wissenschaft und Technik betonten. Für René Descartes und Francis Bacon waren es zweitausend Jahre später die Erkenntnisse der Physik und der Mathematik, die, richtig angewandt, ein methodisches Fortschreiten zum Immer-Besseren garantierten. »Indem wir diese Erkenntnis auf dieselbe Weise wie die Handwerker zu allen Zwecken verwenden, für die sie geeignet sind«, machen wir uns zu »Herren und Eigentümern der Natur« und können sie für die Erfindung einer unendlichen Zahl von Kunstfertigkeiten nutzen.<sup>3</sup>

Nach diesem Rezept haben zunächst die Europäer, dann die ausgewanderten Europäer in Nordamerika und schließlich die Menschen fast überall auf der Welt gewaltige Erfolge errungen. *Macht euch die Erde untertan!* – kein biblisches Gebot haben die Europäer gehorsamer erfüllt als dieses. Allerdings hatte der so bewirkte Fortschritt auch schon immer eine dunkle Seite, die sich am Verlust des Vertrauten, an der Zerstörung der Natur, am deutlichsten aber am Fortschritt der Militärtechnik und den modernen Vernichtungskriegen zeigte. Von Axt, Schwert und Pfeil und Bogen über die Armbrust zur Feuerwaffe und von dort zu den

2 Vgl. Doug Saunders.

3 René Descartes, 62.63.

modernen Massevernichtungswaffen, Streubomben, Kampfrobotern und ferngesteuerten Kampfdrohnen hat der Mensch sein Wissen und sein Können auch immer wieder in den Dienst des Tötens und Zerstörens gestellt. Kaum ein Zeitalter hat so viel Krieg und Zerstörung, hat so viel Leid über die Menschen gebracht wie die wegen ihrer unbestreitbaren Errungenschaften gepriesene Moderne. Ein kontinuierlicher Fortschritt zum Besseren, wie ihn Francis Bacon erwartete, war das alles in allem offensichtlich nicht.

Kein Wunder also, dass nachdenkliche Menschen schon immer Vorbehalte geltend machten gegenüber dem lange Zeit geradezu religiösen Fortschrittsglauben. Das Problem, so schien es jedenfalls, war der Mensch, dessen Fähigkeit zu verantwortlichem Umgang mit dem erworbenen Wissen und der ihm zugewachsenen Macht nicht Schritt zu halten vermochte. Schon Immanuel Kant, als Aufklärer überzeugt davon, dass in der Geschichte eine unwiderstehliche Kraft einen verborgenen Fortschrittsplan verfolge<sup>4</sup>, war dennoch, anders als etwa seine französischen Kollegen Rousseau und Condorcet, bezüglich der »Perfektibilität des Menschen« eher skeptisch. In der kleinen Schrift *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* warnt er vor leichtfertiger Überschätzung menschlicher Möglichkeiten: Der Mensch ist von Natur aus nicht nur gesellig, sondern auch »getrieben durch Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht«. Darum reicht die bloße Freisetzung des Menschen nicht aus, um Frieden und zivilisierten Umgang miteinander zu sichern, denn der Mensch »missbraucht gewiss seine Freiheit in Ansehung anderer seinesgleichen«. Und grundsätzlicher noch: »aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden.«<sup>5</sup> Der Gedanke kehrt zweihundert Jahre später in weitaus pessimistischerer Tonlage bei Günther Anders wieder in der Rede vom »prometheischen Gefälle« zwischen Macht und Verantwortung.

4 Vgl. Immanuel Kant: *Idee*, S. 232: »Man kann die Geschichte der Menschengattung im großen als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur ansehen...«

5 Ders.: *Kleine philosophische Schriften*, S. 223 f.

Mitte der fünfziger Jahre, als Anders den ersten Band seines berühmten Buches *Die Antiquiertheit des Menschen* veröffentlichte, schrieb er gegen den sich neu regenden naiven Fortschrittsoptimismus im Wirtschaftswunderland an. Der zweite Band, der im Jahre 1980 erschien und den Untertitel trägt *Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution*, reflektiert bereits das wachsende Bewusstsein für die ökologischen Probleme und die sich dramatisch anhäufenden ökologischen, sozialen und politischen »Nebenfolgen« des wissenschaftlich-technisch-ökonomischen Fortschritts, der vom Westen ausgehend sich die ganze Erde unterworfen hat. Jetzt ist es nicht mehr nur der Mensch mit seiner schon Kant beunruhigenden »ungeselligen Geselligkeit«, seinem Egoismus, seiner Machtgier, der Gefahr heraufbeschwört. Vielmehr offenbart sich jetzt, dass auch der in bester Absicht von wohlmeinenden Menschen organisierte Fortschritt, seine zerstörerische Kehrseite hat.

Heute ist sich die Mehrheit der Menschen im reichen Europa mehr oder weniger klar bewusst, dass unsere Siege über die Natur – unter Einschluss der eigenen menschlichen Natur – auch zu groß ausfallen und sich in Niederlagen verwandeln können. Wir sind eben nicht unbeschränkte »Herren und Eigentümer der Natur«, sondern Teil derselben, wir dürfen sie nicht nach Belieben ausbeuten, weil wir dadurch ein in Jahrmillionen evolutionärer Entwicklung entstandenes Geflecht interdependenten Lebens und damit auch unsere eigene Lebensbasis zerstören würden. Kaum eine Wahlkampfbroschüre, kaum eine Nachrichtensendung im Fernsehen, in der nicht von ökologischen Gefährdungen die Rede ist. Selbst Schulkindern sind die modernen Schreckensbegriffe der ökologischen Krise vertraut: Erderwärmung und in ihrem Gefolge eine bedrohliche Zunahme der Wetterextreme, Ausbreitung der Wüsten, Verschmutzung und Überfischung der Weltmeere, dramatischer Rückgang der Artenvielfalt, fortschreitende Versiegelung der Erdoberfläche, sich unmissverständlich ankündigende Nahrungs-, Rohstoff- und Wasserknappheit. Lauter sichtbare Zeichen für einen Fortschritt, der drauf und dran ist, sich in Rückschritt zu verwandeln.

Hinzu kommen die Gefahren, die von unseren so überaus leistungsfähigen technischen Systemen selbst ausgehen. Die lange geheim gehaltenen verheerenden Atomunfälle in der Wiederaufbereitungsanlage von Kyschtym in der Sowjetunion der fünfziger Jahre, die Katastrophen von Windscale, Harrisburg, Tschernobyl und Fukushima, Chemieunfälle wie die von Seveso und Bhopal, Tankerunfälle und im Meer versinkende Ölplattformen – all dies hat die Zweifel gegenüber den Segnungen von Wissenschaft und Technik, nicht nur in Europa, wachsen lassen. Terrorakte wie der Anschlag auf das World Trade Center in New York, auf Pendlerzüge in Madrid, auf die Londoner U-Bahn und auf die Redaktion einer Satirezeitschrift in Paris enthüllten schlagartig die extreme Verwundbarkeit unserer modernen Zivilisation. Zugleich ließ die durch diese Katastrophen ausgelöste hektische Gegenwehr der betroffenen Staaten die Befürchtung der Bürger wachsen, in einem Klima des allgemeinen Verdachts und der totalen Überwachung könnten am Ende Freiheit und Demokratie verspielt werden – eine Befürchtung, die durch die jüngsten Enthüllungen der Whistleblower Thomas Drake und Edward Snowden auf verblüffende Weise bestätigt wurde.

Nach alledem ist es so erstaunlich nicht, dass der Fortschrittsglaube, gerade in Europa, für immer mehr Menschen Risse bekommen hat. Die weitgehend rückhaltlose Bejahung des Fortschritts, die in den Aufbaujahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal auflebte, ist in Deutschland mittlerweile einer merkwürdig zwiespältigen Haltung gewichen. Noch immer erklären sich fast 50 Prozent der Deutschen überzeugt davon, dass es so etwas wie Fortschritt gibt. Aber wenn man genauer nachfragt, stellt sich heraus, dass es sich bei dem, was hier allgemein als *Fortschritt* bezeichnet wird, zumeist um einen technokratisch halbierten, bezüglich seiner Auswirkungen mehr oder weniger suspekten Fortschritt handelt. Die Einstellung der großen Mehrheit der Deutschen ließe sich heute auf die paradoxe Formulierung bringen: Der Fortschritt – gemeint ist der Fortschritt in den Feldern von Wissenschaft, Technik und Ökonomie – geht auch in Zukunft ungebremst weiter. Ob er aber letzten Endes *fortschrittlich* ist, das ist höchst fraglich.

Das Problem steckt natürlich im Nachsatz. Kaum jemand bezweifelt, dass unser Wissen und Können weiter zunimmt. Der Fortschritt in diesem Sinn hat sich gewissermaßen verselbständigt, kommt über die Menschen, ob sie ihn nun wollen oder nicht. Aber eine Mehrheit zweifelt inzwischen offenbar daran, dass dieser unaufhaltsame Fortschritt für uns und unsere Kinder und Enkel zu einer wirklichen Verbesserung der Lebensqualität führen wird. Nicht nur die Glücks- und Freiheitsverheißung, die mit dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt traditionell verknüpft war, auch die Wohlstandsverheißung, die sich bisher mit dem ökonomischen Wachstum verband, wird mit wachsender Skepsis betrachtet, weil der erarbeitete Reichtum heute fast ausschließlich einer kleinen Minderheit zugute kommt, weil ein immer größerer Anteil der Zugewinne für die Reparatur der Fortschrittsschäden verbraucht wird, weil auch für die Gewinner die immer weitere Steigerung der Konsumptionen nicht zuverlässig zu mehr Lebensglück und Zufriedenheit führt. Wenn man heute in Europa die Menschen fragt, ob sie daran glauben, dass es ihren Kindern und Enkeln einmal besser gehen wird als ihnen selbst, gibt eine Mehrheit zur Antwort: *Eher nicht*.

Dieses »Eher nicht« markiert eine eminent wichtige Zäsur. Eine Zeitlang, vor allem in der neoliberalen Ära, täuschte der forcierte Optimismus der ökonomischen und politischen Eliten über den ängstlichen Konservatismus der Mehrheit der Menschen hinweg, denen es auch damals schon vor allem darum ging, das Erreichte so lange wie möglich zu bewahren. Seit dem jämmerlichen Zusammenbruch des Marktradikalismus in der immer noch nicht bewältigten Krise des Weltfinanzsystems sehen sich die Menschen zunehmend in ihrer konservativen Haltung bestätigt. Am Horizont türmen sich dunkle Wolken: extreme Staatsverschuldung in Japan, wachsende Verschuldung und Selbstblockade des politischen Systems in den USA, der Bankenkrise zweiter und dritter Teil in Europa, die Krise des Euroraums und der Europäischen Union, die schwächelnden Volkswirtschaften in Südeuropa. Was, wenn Europa tatsächlich, wie manche befürchten, auseinanderfällt? Was, wenn die Krise in Südeuropa, die Krise in den USA uns alle in den Abgrund reißt? Wenn

mehrere Milliarden Menschen in China, Indien, in Lateinamerika und Afrika sich aufmachen, unserem Beispiel zu folgen, so mag das auf den ersten Blick als ein schlagender Beweis für die Richtigkeit unseres Weges erscheinen. Aber nach kurzem Nachdenken stellt sich dann doch die bange Frage, ob vom Reichtum der Erde noch genug für uns übrig bleiben wird, wenn die vielen anderen sich ihren Anteil mit zunehmendem Erfolg zu sichern wissen.

Karl-Heinz D. kommt aus Kamp-Lintfort. Ich treffe ihn im Zug nach Berlin. Als sie 2012 in seiner Stadt die Zeche, eine der letzten in Deutschland, dichtgemacht haben, war er zum Glück schon in Rente. Ob er an Fortschritt glaube, frage ich ihn. »Fortschritt? Brüder, zur Sonne, zur Freiheit und so? Schauen Sie sich die Welt doch mal an: Asien, Afrika, Lateinamerika, Milliarden von Menschen, die auch mal drankommen möchten. Wie soll das denn gehen? Bald sind wir neun, vielleicht zehn Milliarden Menschen auf der Erde, und alle brauchen ein Dach über den Kopf, wollen sich sattessen, mit dem Auto rumfahren, Urlaub in Florida oder auf den Maldiven machen, was weiß ich ... Ich bin schon froh, wenn ich auch morgen noch meine Rente bekomme ...«

Brigitte S. wohnt in Syke, südlich von Bremen. Sie arbeitet als Verkäuferin in einer Bäckerei, die jetzt *Back Shop* heißt. »Für mich«, sagt sie, »ist es in den letzten Jahren eher abwärts gegangen. Aber immerhin habe ich wieder einen Job. Meine Kinder? Die haben beide studiert. Mein Ältester ist seit einigen Jahren Berufsschullehrer in Osnabrück. Um den muss ich mir keine Sorgen machen. Nur die Kleine, meine Tochter ... Sie hat Medienwissenschaft an einer Universität in Holland studiert, danach noch Kulturwissenschaften in Dortmund. Master mit einkommanull, großes Lob von ihren Professoren. Aber einen Job findet sie trotzdem nicht. Im Oktober wird sie dreißig. Drei unbezahlte Praktika hat sie inzwischen gemacht. Fortschritt? Das war einmal. Heute kann man froh sein, wenn man nicht ganz unter die Räder kommt.«

Christiane W. ist Unternehmerin. Sie hat Volkswirtschaft studiert und danach noch Medizin, eine seltene Kombination. Vor einigen Jahren hat sie in der Nähe von München einen kleinen Familienbetrieb übernom-

men, der medizinische Geräte herstellt. »Wenn ich nicht an den Fortschritt glaubte«, sagt sie, »könnte ich meinen Beruf gar nicht ausüben. Was meinen Sie, wie es kommt, dass wir heute eine um sechzig Prozent höhere Lebenserwartung haben als vor hundert Jahren? Wir hier in meinem Betrieb tragen ein bisschen dazu bei, dass es mit der Lebenserwartung weiter aufwärts geht. Ob die Menschen, die immer länger leben, dabei auch glücklicher sind, da bin ich mir nicht so sicher. Aber ein Fortschritt ist das schon, meine ich.«

Sebastian S. ist Kulturwissenschaftler und Musikliebhaber. Er ist Single, wohnt in einer Einzimmerwohnung im vierten Stock und hat eine befristete Stelle an einer deutschen Universität. Um seine Zukunft macht er sich keine Sorgen. »Irgendwie«, sagt er, »schlage ich mich immer durch.« Bis vor kurzem fuhr er einen alten Diesel Baujahr 1986. Jetzt hat er sich einen fast fabrikneuen Jahreswagen gekauft: mit ABS, elektrischen Fensterhebern, Sitzheizung und Tempomat. Lauter Fortschritte, sagt er, die er genießen könne. Aber bei dem, was ihm wirklich wichtig sei, bei der Malerei, der Musik, der Kultur insgesamt, gebe es so etwas wie Fortschritt nicht. Entwicklung ja, aber keinen Fortschritt. Oder wolle jemand im Ernst behaupten, Cézanne sei fortgeschrittener als Watteau oder Henze und Ligeti fortgeschrittener als Mozart und Bach?

Harald J. lebt mit seiner Freundin in Berlin-Treptow. Er ist Anfang dreißig, sie achtundzwanzig. Er ist erst kürzlich aus Charlottenburg nach Treptow gezogen, weil die Freundin eine Stelle als Erzieherin im nahen Neukölln bekam und weil die Wohnungen in Treptow billiger sind als in Charlottenburg. Auf Harald J.s Visitenkarte steht als Beruf Designer. Was er tatsächlich macht, sind Entwürfe für Plakate und Handzettel, Layout für kleinere Zeitschriften, hier und da auch mal Beratung bei der Inneneinrichtung einer Kneipe. Kleinkram, wie er sagt. Seine Freundin verdient auch nicht gerade viel, aber für sie beide reicht es, weil sie ihre Ansprüche zurückgeschraubt haben. »Fortschritt? Wir fahren seit einigen Jahren wieder mit dem Fahrrad, machen Urlaub im Zelt im Brandenburgischen oder an der Ostsee. Wir haben uns aus dem Rattenrennen ausgeklinkt«, sagt er. »Wachstum, Wachstum über alles! – das ist doch

eher was für Selbstmörder.« Offenbar setzt er Fortschritt mit ökonomischem Wachstum gleich. Dass Fortschritt vielleicht auch ganz andere Seiten haben könnte, kommt ihm gar nicht in den Sinn.

Miriam B. war sechzehn Jahre lang Abgeordnete im Bundestag. Jetzt kümmert sie sich in ihrem Heimatort um Demenzkranke. In ihrer Fraktion hat sie sich besonders mit sozialen Fragen, mit Umwelt- und Gesundheitspolitik befasst. »Ich habe mir immer wieder eingeredet«, sagt sie, »dass das, was ich da machte, sinnvoll sei. Aber die Zweifel wuchsen mit der Zeit. Ich glaube nicht mehr, dass wir Politiker etwas bewegen. Wir reagieren nur noch, wir werden bewegt.« Sie hat mittlerweile drei Enkel, zwei Jungen und ein Mädchen, drei, acht und zwölf Jahre alt. Um deren Zukunft gehe es, sagt sie. Und um die Zukunft der vielen jungen Menschen überall auf der Welt. Nein, optimistisch sei sie wirklich nicht. Dafür kenne sie den Betrieb zu genau, die Wirtschaft, die Politik, die Partei. »Was wir heute Fortschritt nennen«, sagt sie, »ist alles andere als eine gezielte Verbesserung der Lebensverhältnisse. Wir versuchen nur noch die näher rückende Katastrophe hinauszuzögern. Wir sind auf der Flucht nach vorn. Wenn wir nicht immer schneller und immer effektiver produzieren, wenn unsere Wirtschaft nicht immer weiter wächst, verschlingt uns die Meute, die uns verfolgt. Mit Fortschritt, wie ich ihn verstehe, hat das alles nichts zu tun.«

Im Glauben an eine bessere Zukunft haben die Europäer, die Deutschen zumal, in der Nachkriegszeit die Mühen des Aufstiegs erstaunlich erfolgreich bewältigt. Mehrere Jahrzehnte lang stieg der Wohlstand und mit ihm zumeist auch die Lebensqualität, für die einen schneller als für die anderen, aber so gut wie niemand blieb ganz zurück. Vom *Fahrstuhl-effekt* war die Rede, der eine ganze Gesellschaft auf ein höheres Niveau beförderte. Aber davon ist so gut wie nichts geblieben. Die einen stellen erschrocken fest, wie viel sie zu verlieren haben, darunter nicht wenige, die immer noch weniger haben als ihnen in unserer reichen Gesellschaft von Rechtswegen zustünde. Die anderen sehen sich auf der schiefen Bahn nach unten, haben längst begriffen, dass es für sie nie mehr aufwärts gehen wird. Dabei geht es auch ihnen noch vergleichsweise gut,



besser jedenfalls als den meisten Menschen auf der Welt. Aber das muss ja nicht heißen, dass es so bleibt. Die Erinnerung an all die Katastrophen, die hinter uns liegen, bricht wieder auf, verwandelt sich in eine Ahnung von künftigem Unheil. Zweifel nagen an uns, verdunkeln zunehmend den Horizont. Kann von Fortschritt überhaupt noch die Rede sein? Bauen sich vor uns nicht bei jedem Schritt, den wir vorwärts machen, neue, immer höhere Hürden auf? Ist das, was wir bisher als Fortschritt begriffen, womöglich im Grunde ein einziges grandioses Zuschussgeschäft? Lohnt sich die fortwährende Anstrengung überhaupt? Oder zerrinnt uns das Errungene zwischen den Fingern, so dass unseren Kindern nichts mehr bleibt und sie wieder von vorn oder, wenn nicht von vorn, so doch auf einem längst überwunden geglaubten Niveau anfangen müssen?

Als Klaus Traube und ich im Jahr 1981 unser Buch *Die Zukunft des Fortschritts* veröffentlichten, verwiesen wir im Vorwort u. a. auf Umfragen des Allensbacher Instituts, die einen rasanten Niedergang des Fortschrittsglaubens signalisierten. Auf die Frage ›Glauben Sie an den Fortschritt – das heißt, glauben Sie, dass die Menschen einer immer besseren Zukunft entgegen gehen?‹, hatten noch 1970 sechzig Prozent der Befragten mit Ja geantwortet, während es 1980 nur noch einunddreißig Prozent waren. Nun ist sicher richtig, dass diese dramatische Veränderung der allgemeinen Bewusstseinslage in so kurzer Zeit nicht allein durch den Meadowsbericht über die *Grenzen des Wachstums* von 1972 und die in den siebziger Jahren schnell anwachsende Umweltbewegung erzeugt wurde, sondern auch durch die Nachrüstungsdebatte und die durchaus berechtigte Angst vor einem Atomkrieg in der Mitte Europas. Inzwischen hat denn auch die allgemeine »Zustimmung zum Fortschritt« (was immer das genau heißt) sich ein wenig erholt – sie liegt knapp unter der Fünfzig-Prozent-Marke –, was wahrscheinlich wiederum vor allem dem Umstand geschuldet ist, dass der Ost-West-Konflikt und damit die Gefahr eines in Europa ausgetragenen heißen Krieges zwischen den Weltmächten inzwischen der Vergangenheit angehört, auch wenn manche Politiker und manche Journalisten angesichts der Gewalt und der Wirren in der Ukraine schon von einem neuen Ost-West-Konflikt reden.

Aber die Skepsis bezüglich der Zukunftsaussichten unseres Zivilisationstyps ist seit den siebziger Jahren eher gewachsen, das Selbstbewusstsein der Europäer hat sich nicht wirklich erholt. *Europa in der Krise* – die Schlagzeile betrifft längst nicht nur die Banken- und Eurokrise. Auch wenn die Propagandisten des *Weiter so* uns einreden möchten, dass steigende wirtschaftliche Wachstumsraten in dieser Lage das Allheilmittel darstellten, ahnen wir doch, dass die Krise in Europa in ihrem innersten Kern eine Krise unseres Fortschrittsmodells und damit eine Krise unserer Wirtschafts- und Lebensweise ist. Immer mehr Menschen entdecken, dass das, was Europa groß machte, sich, zumindest in Teilen, als Irrweg erweisen könnte. Nicht nur, aber auch, weil die Menschen auf anderen Kontinenten, die unser Entwicklungsmodell übernahmen, uns einholen und überholen könnten, und dadurch die zahlreichen Probleme, denen wir uns heute gegenüber sehen, erst recht unbeherrschbar würden.

In dieser Situation wäre es sicher grundfalsch, alle Bedenken einfach wegzuwischen und auf die forcierte Fortsetzung des bisherigen Kurses zu setzen. Aber ebenso falsch wäre es, nur die sich abzeichnenden Gefahren in einem großen Schreckenspanorama auszumalen und alle sich abzeichnenden Auswege ungeprüft zu verwerfen. Düstere Szenarien nach dem Muster von Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* fördern nicht die Bereitschaft zur aktiven Abwehr der Bedrohung, sondern erzeugen eher eine Angststarre oder ein zynisches *Nach uns die Sintflut*. Was die Menschen heute wirklich brauchen, ist Hoffnung, ist die Zuversicht, dass es sich lohnt, für eine bessere Zukunft die Ärmel aufzukrempeln, nicht ein beschwichtigendes *Weiter so*, sondern eine *docta spes*, eine vernünftig begründete Hoffnung, dass nicht schon alles verloren ist, dass eine Korrektur der bisherigen Entwicklung möglich ist.

Grund zu solcher Hoffnung gibt es tatsächlich. Der einmal eingeschlagene Fortschrittsweg ist, wie wir sehen werden, keineswegs alternativlos. Wir müssen auch nicht, wie manche zu denken scheinen, alle kulturellen Ressourcen der Moderne über Bord werfen und wieder bei Null oder bei früheren Stadien unserer kulturellen Entwicklung anfangen oder uns aus dem Bestand fremder Kulturen bedienen, obwohl ein

vorurteilsfreier Blick auf andere Kulturen nicht schaden könnte. Für die erforderliche Richtungsänderung des Fortschritts stehen uns im Ideenhaushalt Europas heute alle notwendigen Mittel zur Verfügung. Viele kluge Vorschläge zu einem effizienteren Umgang mit Rohstoffen und Energie liegen längst auf dem Tisch, haben sich hier und da auch schon in politischer und gesellschaftlicher Praxis niedergeschlagen. Womöglich noch wichtiger sind die Versuche von einzelnen und Gruppen, ihren Lebensstil zu ändern. *Du musst dein Leben ändern* – dieser Satz, der wie ein Menetekel am Ende des Rilkeschen Gedichts *Archaischer Torso Apollos* steht, bekommt heute eine eminent politische Bedeutung. Viele Menschen bezweifeln inzwischen, dass die Qualität des Lebens tatsächlich, wie uns die moderne Konsumgesellschaft suggeriert, allein oder vor allem von der Menge der verfügbaren Güter abhängt. Sie haben längst erfahren, dass immer mehr Konsumoptionen keineswegs immer mehr Freiheit und Glück bedeuten. Neue kritische Fragen werden gestellt: Kann *weniger* vielleicht sogar *mehr* bedeuten? Können wir in solidarischer Kooperation mit anderen unser Leben womöglich besser einrichten denn als Einzelkämpfer auf den Arbeits- und Warenmärkten? Geht es, wenn wir den Kollaps vermeiden wollen, am Ende gar nicht unbedingt um Verzicht?

»Mit Fortschritt, wie ich ihn verstehe, hat das alles nichts zu tun«, sagt Miriam B., auf ihre Zeit im Bundestag zurückblickend. Was sie unter Fortschritt versteht, hat ganz offensichtlich mehr mit Gerechtigkeit und Frieden, mit einer Kultur der Empathie und einem reichen und erfüllten Leben für alle zu tun als mit dem wissenschaftlich-technisch-ökonomischen Steigerungslauf, auf den wir uns eingelassen haben. Darin steckt ein Verweis auf ältere Vorstellungen vom *guten Leben*, die wir aus der Antike kennen und die sich durch die abendländische Geistesgeschichte bis in die Gegenwart hinein als Ahnung erhalten haben. Kann es sein, dass wir bei der Verfolgung eines verengten, auf das technisch Machbare und das Ökonomische reduzierten Fortschritts das Wichtigste aus den Augen verloren haben? Gibt es die Möglichkeit, die vielen hier und da debattierten Ansätze zur Korrektur unseres verengten Fortschritts zu

einem anderen Modell des Fortschritts zu integrieren, das nicht in die Antinomien und Paradoxien des alten führt? Und, wenn ja, wie könnte dies in den verschiedenen Politik- und Praxisfeldern durchgesetzt werden?

Um die Beantwortung dieser Frage geht es letztlich in diesem Buch. Das absehbare Scheitern des alten Fortschritts muss nicht bedeuten, dass es in Zukunft keinen Fortschritt mehr geben wird. Es geht vielmehr, mit Thomas S. Kuhn zu sprechen, um einen »Paradigmenwechsel« im Fortschrittsdenken. Ob unser System der parlamentarischen Demokratie dazu in der Lage ist, ist eine offene Frage. Der gegenwärtige finanzmarktgetriebene Kapitalismus kann es offensichtlich nicht, und dass die parlamentarische Demokratie in ihrer gegenwärtigen Verfassung die Kraft aufbringt, ihn zu überwinden, ist nicht ausgemacht. Aber das enthebt uns nicht der Verantwortung für die Zukunft der Welt und der Menschheit. Wir können im Prinzip, davon bin ich überzeugt, zugleich besser, sozial gerechter und ökologisch vernünftiger leben, und wir können nur in Frieden leben, wenn wir den Raubbau an der Natur und am Menschen beenden und für mehr Gleichheit und Gerechtigkeit sorgen, im eigenen Land und auf der Welt insgesamt. Es kommt darauf an, die um sich greifende Lethargie zu überwinden, neue Gedanken und Konzepte zuzulassen, neue Wege zu beschreiten, wo die alten blockiert sind, und das gesellschaftspolitische Großprojekt eines *anderen* Fortschritts endlich in Angriff zu nehmen.

Bevor ich mich diesem Thema zuwende, versuche ich in einer weiten Ausholbewegung zu klären, was in der Geschichte der Menschheit von der Antike bis zur Gegenwart unter Fortschritt jeweils verstanden wurde, welche gedanklichen Voraussetzungen dem Konzept des Fortschritts zugrunde liegen, ob diese einer kritischen Überprüfung standhalten und was davon für unsere Gegenwart und Zukunft noch von Bedeutung sein kann. Bei diesem Gang durch die Ideengeschichte des Fortschritts werde ich mich so kurz wie möglich fassen, um dann die uns heute vorrangig beschäftigende ökonomistische, technizistische und biologistische Verengung des Fortschrittskonzepts, seine Verselbständigung zu einem

---

schicksalhaften Prozess im neunzehnten und seine im zwanzigsten und einzundzwanzigsten Jahrhundert immer deutlicher hervortretende Krisenhaftigkeit in den Blick zu nehmen. Am Ende dieser Erörterungen begeben mich dann auf die Suche nach einem pragmatischen und reflexiven Fortschrittsverständnis, von dem ich hoffe, dass es den Lebensansprüchen der Menschen auf Dauer gerecht werden und zugleich den ökologischen Bedingungen unseres begrenzten Planeten genügen kann.